

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Markgräfler. 1924-1932 1930

2 (2.2.1930)

Der Markgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land

Erscheint halbmonatlich.

Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen.

Vierteljährlich M. 1.50

Nr. 2

Lörrach, 2. Februar 1930

7. Jahr

Chorportal in Freiburg

Von Hermann Burte

Verlaß den Markt, erfass einmal
Mit Liebesblick das Chorportal
Am Dome Unserer Lieben Frau
In Tennebacher Stein gehaun.
Da quillt es auf wie Laub und Gras
Im krausen Knauf, ich weiß nicht was,
Und wie des ersten Wassers Wogen
Ringt es und rankt sich in dem Tor
Und führt im spitzen Gotenbogen
Die ganze Schöpfung mit empor.

Gottvater thront auf seinem Stuhl.
Der Böse stürzt in seinen Pfuhl.
Der Engel aber lächelt mild:
Des Gottesinnern Außenbild!
Des Vaters Herrscheraugen schauen
In allunendlichem Vertrauen,
Er kennt ihn schon, den ewigen Affen
Im Blenderspiel des Neins und Nichts,
Und wird die schöne Welt erschaffen:
Ein Gott der Liebe und des Lichts! . . .

. . . Empor den Blick, vergiß den Markt!
Schau, wie der alte Adam harht,
Erfass im Stein am Chorportal
Das Werk der Schöpfung noch einmal,
Was einst geschah und ewig waltet,
Zum Gegenwärtigen gestaltet,
Mit Kinderaugen, mannsgewaltig,
Unwirklich, aber wesend wahr,
Aus einem Fühlen, mannigfaltig,
Lebendig werden, wunderbar.

Wenn Gott im Gipfel schaut und sinnt,
Der Lehm Gestalt und Geist gewinnt,
Der Wurm sich reckt am Lebensbaum,
Im Stoff erliegen Zeit und Raum,
Der Mann erwacht, das Weib begehrt,
Das göttliche Gebot verfehrt,
In Sünde fällt und muß aus Eden,
Verflucht zu täglich neuer Qual: —
So liegt das Los im Schoß für Jeden,
Der eingeht durch das Weltportal.

(Die beiden ersten und die beiden letzten Strophen des großen Gedichtes „Chorportal in Freiburg“ aus dem ersten Bande der „Ursula“. Er erscheint im Februar 1930.)

Hermann Stegemanns „Erinnerungen“

Der Dichter, Journalist und Militärschriftsteller Hermann Stegemann hat in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, „Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit“ erscheinen lassen. Die Bedeutung des Verfassers und der literarische und geschichtliche Wert seines Erinnerungsbuches rechtfertigen eine kurze Inhaltsangabe, die freilich von dessen schriftstellerischem Glanze kein Bild zu verschaffen vermag und von der Wiedergabe familiärer Begebenheiten und dem dichterischen Schaffen Stegemanns absehen muß.

Der Verfasser, geboren 1870 in Koblenz, erwarb sich, mit der Absicht Soldat zu werden, in einem wechselvollen, schon damals durch Krankheiten oft gestörten Entwicklungsgange die humanistische Bildung an den Gymnasien zu Kolmar und Altkirch, früh zum Manne gereift, gefördert vom Grafen Schack und dem Dichter-Ägyptologen Ebers. Zum Studium von Geschichte und Literatur ging er an die Universität München, wo er mit Michael Georg Conrad, Hense, Lingg, Villencron in Beziehung trat. Ange-

zogen von den Namen Meyer von Knonau, Bächtold, Avenarius, wandte er sich 1891 nach Zürich, dort sich sofort heimisch fühlend und in Verbindung mit führenden Persönlichkeiten tretend, wie Spitteler, Reinhold Rüegg, Theodor Curti, Trog, Oberst Meister. In der „Zürcher Post“ veröffentlichte er seine ersten politischen Aufsätze. Hilfslehrer am Institut Concordia geworden, gründete er früh einen eigenen Hausstand, wurde 1894 dramaturgischer Sekretär der Theater-Gesellschaft, sowie Redaktor des Zürcher Theater-Blattes und unterhielt, zum Teil freundschaftlichen, Verkehr mit den damals namhaftesten Zürcher Vertretern der Literatur und Kunst, wie Victor Hardung, Isabella Kaiser, John Henry Mackay, Henckel, Maurice Reinhold v. Stern, Peer, Albert Fleiner, Böcklin, Koller. Avenarius wies ihn auf das Werk des Militärklassikers Clausewitz „Vom Kriege“, das neben den Büchern des Geographen Ratzel seine Studien in neue Richtung lenkte. Eine entscheidende Wendung bedeutete für Stegemann die 1895 erfolgte Berufung an die „Basler Nachrichten“, wo er das Feuilleton verwaltete und den alternden Stefan Born im politischen Teil zu ergänzen hatte. In Basel genoss er die Freundschaft des Malers Stückelberg und des Musikers Hans Huber. Dort erwarb er 1901 das Bürgerrecht, indem er auf sein deutsches Geburtsrecht verzichtete. Eine Polemik gegen die Absicht Deutschlands, in der Nähe Basels Befestigungswerte zu erstellen, gab Stegemann Anlaß, in einer vom deutschen Gesandten Alfred v. Bülow gewünschten Unterredung die Interessen der Schweiz zu vertreten. Sein inniges Verwachsensein mit dem elsässischen Volkstum ließ ihn immer tiefer in das Problem Elsass eindringen und schon vor der Jahrhundertwende sah er „die Lawine sich näherwälzen und war fest überzeugt, daß die kriegerische Auseinandersetzung der imperialistisch tätigen Weltvölker sich nicht mehr lange bannen ließ“. — Nach mehrjähriger Betätigung als Kurkommissär in Badenweiler und als Redaktor der demokratischen „Neuen Konstanzer Abendzeitung“, die ihm Gelegenheit bot, in Unterredungen mit dem Statthalter Grafen Wedel die Verwaltung der Reichslande in versöhnlichem Sinne zu beeinflussen und ihre Erhebung zu einem deutschen Bundesstaat zu befürworten, übernahm Stegemann 1912 die Nachfolge seines Vönners Widmann in der Feuilletonredaktion des Berner „Bund“. Seine Tätigkeit an diesem Blatte während des Krieges hat ihn zu europäischer Bedeutung emporgehoben. Im „Bund“ erschienen von ihm seit 10. August 1914 Hunderte von Betrachtungen „Zur Kriegslage“, die er seit dem 16. Dezember 1914 mit seinem Namen unterzeichnete. Um völlig unabhängig zu sein und den Plan einer groß angelegten, später in vier Bänden veröffentlichten Geschichte des Weltkrieges, deren erster Band schon 1917 erschien, verwirklichen zu können, trat er im Frühling 1915 als Redaktor des „Bund“ zurück. Es gehört zum Spannendsten, in den „Erinnerungen“ die Entwicklung seiner Darstellung und Kritik der militärischen und politischen Ereignisse zu verfolgen. Stegemann suchte sich darin zu möglichster Objektivität durchzuringen mit dem Wahlspruch: *Magna amica Germania, magis amica veritas*. Die seherische Kraft, mit der er kommende Ereignisse aus der Beurteilung der Gesamtlage zu deuten verstand, ohne je selbst Kriegsschauplätze besucht zu haben, die er aber mit einer Anschaulichkeit zu schildern wußte, welche an das Vorbild der Schiller'schen

Darstellung der Waldstätte erinnert, verschaffte ihm bei den Generalsstäben der Kriegführenden, namentlich dem deutschen, das Ansehen einer kriegswissenschaftlichen Autorität und erklärte es, daß er von den leitenden Zivil- und Militärinstanzen Deutschlands zu Besprechungen eingeladen und als Sachverständiger zu Rate gezogen wurde. Der Raum gestattet leider nicht, Näheres über seine Gespräche mit Bethmann-Hollweg, Jagow, Moltke, seinem Freunde Conrad Hauffmann, Scheidemann, Ebert, Staatssekretär Zimmermann, Dr. Adolf Müller, dem bayerischen Gesandten v. Böhm, Komberg, Prinz Max von Baden, der ihn, Reichsanzler geworden, dringlich nach Berlin zu kommen bat, Wolff-Metternich, Dr. Solf, Victor Raumann, Prinz Alexander von Hohenlohe, Rathenau u. a. auszuführen und insbesondere seine Bestrebungen, die deutsche Staatsleitung zur rechtzeitigen Freigabe Belgiens zu bestimmen und die Errichtung des Königreichs Polen zu hindern, darzustellen. So wurde es wahr, was Ludwig Thoma im Simplicissimus wenige Monate nach Kriegsausbruch in den bissigen Versen auf die Militärkritik spottete: „Hindenburg sagt auch deswegen, jedesmal auf Siegeswegen: Freilich tut man, was man kann, aber was sagt Stegemann?“ Einer Anregung aus des Kaisers Umgebung, Wilhelm II. persönlich seine Auffassung der Lage vorzutragen, gab er keine Folge, weil er sich nichts davon versprach. — Welches hohe Ansehen Stegemanns Darstellung und Kritik der Kriegshandlung fand, beweist die Anerkennung, die er bei Hindenburg, Kronprinz Wilhelm, Mackensen, Falkenhayn und anderen hohen Führern, sowie bei Schriftstellern der Entente fand, und ferner die Tatsache, daß die Franzosen in der irrigen Annahme, er sei von der deutschen Heeresleitung inspiriert, oder gar „dick bezahlt“, einen Angriff im Rahmen der großen Offensive der Jahres 1918 in einer andern als der von ihm als wahrscheinlich bezeichneten Richtung erwarteten. An mehreren Stellen erklärt Stegemann, daß Wilhelm II. „kein Kriegsfürst und kein Kriegstreiber“ gewesen sei und am Schlusse berichtet er, daß er im Jahre 1924 von einem Besuch in Deutschland „mit der gefestigten Ueberzeugung in die Schweiz zurückgekehrt sei, daß das deutsche Volk allen feindlichen Gewalten, allen in seinem eigenen Schoße wütenden Parteien, Irrungen und Wirrungen zum Trost aus diesem Kampf (um seine Geltung) als Sieger hervorgehen und zu neuer Größe aufsteigen werde“.

Sibyllenspruch

Vom Spottesgrauen
Zum Gotteschauen
Muß Jeder ziehn:
O Herzensschläge!
O Schmerzewege!
Wieviel? Wohin?
Sei Wort im Funkeln
Der Ort im Dunkeln,
Wo Gott mir schien!

Heidelberg

Urban Greif

Im Haag am Hag! Tatsachen!

Die Sachverständigen in Paris haben einen finanziell unerfüllbaren, mit erheblichen wirtschaftlichen Fußangeln für Deutschland versehenen Plan aufgestellt, der immerhin noch in seinen „Empfehlungen“ die Möglichkeit der Revision und der Weiterentwicklung zu einem besseren Reparationsplan enthielt. Die Taktik der Gläubigerstaaten ging seitdem darauf hinaus, Deutschland weitere Opfer aufzuerlegen und es unter neuen politischen Druck zu stellen. Deutschland wurden auf den Haager Konferenzen folgende Opfer auferlegt:

Verzichte.

1. Deutschland hat auf eine Summe von 300 Millionen Mark, über die es nach dem ursprünglichen Youngplan verfügen konnte, zugunsten der Gläubigerstaaten verzichtet.

2. Deutschland zahlt 100 Millionen Mark Besatzungskosten in eine gemeinsame Kasse und hat auf eine Entschädigung für die von der Besatzung angerichteten ungeheuerlichen Schäden verzichtet.

3. Deutschland willigt in eine Erhöhung der ohne jeden Schutz zu zahlenden jährlichen Leistungen ein, weil England an den ungeschützten Jahreszahlungen beteiligt sein wollte.

4. Deutschland hat in dem von den Gläubigerstaaten erzwungenen Liquidationsvertrag mit Polen auf jede Entschädigung für das in Polen beschlagnahmte Staatseigentum verzichtet und die Pflicht der Entschädigung für das beschlagnahmte Privateigentum übernommen. (2 1/2 Milliarden!)

5. In dem Liquidationsvertrag mit England hat Deutschland auf Herausgabe des Ueberschusses des schon verkauften deutschen Privateigentums verzichtet.

Zusatzlasten.

6. In dem mit dem Youngplan gleichzeitig vereinbarten deutsch-belgischen Mark-Abkommen verpflichtet sich Deutschland zur Zahlung von 420 Millionen Mark.

7. Auf der zweiten Haager Konferenz willigte Deutschland in eine Zahlung der monatlichen Raten der Reparationen am 15. statt am Ultimo des Monats ein, was für Deutschland einen erheblichen Zinsverlust ausmacht, und zwar in Höhe von 80 Millionen Mark.

8. Deutschland hat die Garantie für die monatlichen Zahlungen der Reichsbahn dadurch übernommen, daß die Reichskasse die am Letzten des Monats fälligen Zahlungen der Reichsbahn schon am 15. leistet.

Politische Fesseln.

9. Die Räumung des Rheinlandes muß Deutschland mit dem Zugeständnis einer dauernden Rheinlandkontrolle bezahlen, über deren juristische Formeln man streitet, die aber in der Praxis vorhanden ist.

10. Deutschland willigt in ein Sanktionsrecht ein, das Frankreich volle Handlungsfreiheit gewährt und jede Revisionsmöglichkeit verbauen soll.

11. Durch die Bestimmungen über das Moratorium, über den Sonderausschuß der Internationalen Bank und durch zahlreiche andere Vereinbarungen wurde der Youngplan aus einem wirtschaftlichen in ein politisches Instrument umgewandelt.

12. Die deutsche Regierung hat auf die Forderung nach gleichzeitiger Räumung des Saargebiets praktisch verzichtet, denn die in Paris seit November vorigen Jahres geführten Verhandlungen sind so geführt worden, daß eine Lösung für die nächste Zeit überhaupt nicht zu erwarten ist. Hat der Reichstag erst einmal den Youngplan ratifiziert, dann wird man in Frankreich den Saarverhandlungen die allergrößten Schwierigkeiten machen.

Diese knappe Aufzählung zeigt wohl jedem Einsichtigen, daß durch die beiden Haager Konferenzen der ursprüngliche, bereits völlig untragbare Youngplan bedeutend verschlechtert worden ist. Das deutsche Volk muß zu seinem Entsetzen erkennen, daß es untragbare Lasten für zwei Generationen übernehmen soll.

Wohin führt Gröner?

Aus Marinetreifen gehen dem „Deutschen Schnelldienst“ folgende Ausführungen zu, die nicht ohne Beachtung bleiben können.

Der Reichswehrminister Gröner führt sehr häufig den Ausdruck „Ueberparteilichkeit der Wehrmacht“ im Munde und erfreut sich deshalb des Beifalls vieler Patrioten. Wie aber sieht es in der Praxis aus?

Man entsinnt sich noch des Sturmes im Wasserglase, als seinerzeit der Prinz Heinrich einen Besuch auf dem Kreuzer „Berlin“ gemacht hatte. Es war durchaus nach den bestehenden Bestimmungen dabei verfahren und jegliche politische Geste vermieden worden. Trotzdem tobte die Linke, und der Admiral, der den Kommandanten gedeckt hatte, wurde öffentlich gemahregelt. Minister Gröner bezeichnete die Angelegenheit damit als erledigt. Gleichwohl veranlaßte er ein halbes Jahr später die Verabschiedung des Admirals, weil er der Linken politisch nicht genehm sei.

Nun haben wir neuerdings wiederum auf einem Schulschiff, der „Emden“, recht unerfreuliche Vorkommnisse gehabt. Matrosen haben die Internationale gesungen und im Topp des Schiffes ein rotes Taschentuch gehißt. Ein anderes Mal haben Matrosen auf demselben Schiff statt des langen Heimatwimpels eine Rolle Klosettpapier gehißt. Für diese wüsten Disziplinlosigkeiten, deren Veröffentlichung in der Presse dem deutschen Ansehen schwer geschadet hat, erhielten die Täter ganze fünf Wochen Arrest. Und was geschah mit den verantwortlichen Vorgesetzten? Nur der erste Offizier wurde abgelöst und — zur Dienstleistung im Reichswehrministerium kommandiert!

Es ist damit der Linken deutlich gezeigt worden, daß man ihrer Agitation auf der Flotte wesentliche Hindernisse nicht in den Weg legen will. Denn für einen tüchtigen Agitator sind fünf Wochen Arrest wirklich nur eine Kleinigkeit. Vergleicht man damit das Vorgehen im Falle der korrekten Ehrung eines Großadmirals, so müssen einem doch schwere Bedenken kommen.

Die Taten des Reichswehrministers stimmen nicht zu seinen Worten. Es dürfte Aufgabe der nationalen Kreise sein, diesen Dingen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, damit sie nicht eines Tages ein böses Erwachen erleben!

Der Löwe hat einen guten Magen . . .

Was der britische Löwe mit seinen Krallen ergriffen hat, läßt er so leicht nicht los, gleichviel ob er dabei im Recht ist oder nicht, ob es sich um Länder handelt oder um Kapital, um Staatseigentum oder das Eigentum von Privaten. Da dachten wir gutmütigen Deutschen, die Engländer würden das beschlagnahmte deutsche Eigentum zurückgeben, weil sie sich in der Genfer Konvention verpflichtet hatten, das Privateigentum des Feindes unangetastet zu lassen. Weit gefehlt.

Es ist heute nicht viel anders als früher. Als ich um die Jahrhundertwende mit meinem Freunde Rüttner in einem Hospital verwundete englische Offiziere und Soldaten während des Burenkrieges betreute, hatte ich eine Wohnung in einem Landdrosthaufe in Jakobsdal. Ich mußte mein Heimräumen, als Lord Roberts, der Oberstkommandierende der britischen Truppen, einzog. Der Quartiermacher, ein englischer Hauptmann, gab sein Wort, das Wort eines britischen Offiziers, ich könne meine Sachen unbesorgt dort lassen, ich würde sie wieder so vorfinden, wie ich sie zurückgelassen hätte. Ich war trotzdem vorsichtig und ließ nur einen Teil meines Gepäcks in der geräumten Wohnung zurück. Nichts fand ich davon bei meiner Rückkehr vor. Sogar die Zahnbürste hatten die „ritterlichen Engländer“ mitgenommen. Ich schilderte dies Erlebnis in einem Briefe, den ich nach Deutschland sandte. Er wurde von der englischen Zensur geöffnet und in englischen Zeitungen veröffentlicht; nur schrieb man statt Engländer — Buren. Also schon damals verstanden die Engländer meisterhaft das Instrument der Kriegspropaganda zu spielen. (Die „Kunst der Lüge“ D. M.)

Ein Jahr später während der Boxerunruhen in China. Auch hier wurde von den Engländern alles fortgeschleppt, was Wert hatte. Weniger wertvolle Dinge wurden in der englischen Gesandtschaft in Peking meistbietend verkauft. Bei einem Spazierritt zu dem von Engländern besetzten kaiserlichen Sommerpalast bei Peking zeigte mir ein englischer Offizier die ungeheuren „requirierten“ Kunstschätze, die man in einem mächtigen Saale zum Transport in die Heimat zurückgestellt hatte. Der Engländer hält sich eben für die begnadete Nation, der Gott das Recht verliehen hat, den übrigen, seiner Meinung nach niederen Nationen ihr Eigentum zu nehmen. Besonders taten sich die Damen im Plündern hervor. Sie waren stets die Ersten beim Plündern der Seidenlager.

Ich besitze zahlreiche englische Truppenabzeichen, die mir englische Offiziere zum Andenken gaben. Ein Oberst, der mir seine Heilung verdankte, sagte mir beim Abschied: „Was Sie und Ihr Freund Rüttner an den englischen Soldaten getan haben, wird England nie vergessen.“ Lord Roberts sprach uns in einem eigenhändig geschriebenen Briefe seinen Dank aus, kandelte ein Danktelegramm an das Auswärtige Amt in Berlin. Worin bestand der Dank. Mein Vermögen, das in London bei der Filiale der Deutschen Disconto-Gesellschaft lag, wurde beschlagnahmt. Stolztes England!

Professor August Hilbrandt, Eberswalde.

Hans Joachim von Zietzen

(1765)

Durch hohe Scheiben schaut der Garten,
Die Sonne ringt noch mit der Wolke.
Den großen König zu erwarten,
Steht das geladene Gefolge,
Mit Zopf und Schwert, mit Band und Orden,
Minister, Höfning, General,
Man neigt das Ohr zu leisen Worten:
Da tritt rasch Friedrich in den Saal!

Der König dankt mit schmalem Munde,
Als sich die Herrn im Kreis verneigen,
Er winkt, nun sitzt man in der Runde,
Doch irrt im Raum ein stummes Schweigen,
Noch wagt kein Gast beim Mahl zu scherzen.
Der Teller dampft auf dem Damast,
Das Silber blinkt im Schein der Kerzen,
Als man den Löffel langsam faßt.

Fritz pfeffert seine Suppe greulich
Und sagt voll Hohn zum alten Zietzen:
„Da ist er ja! Wo war er neulich?
Spielt er Karfreitags Eremiten?“
Als spürt er nicht die bittere Pille,
Spricht der Husarengeneral:
„An diesem Tag lieb ich die Stille,
Verzeiht, ich ging zum Abendmahl!“

Der König lacht: „Ich kann mir denken,
Wer früh am Tag beginnt mit Essen,
Der kann sich spät die Mahlzeit schenken,
Er hat den Leib des Herrn gegessen,
Da war genug dran zu verdauen!“
Gelächter schwirrt, das Wort ist los,
Im Schloßpark schreien grell die Pfauen,
Und Biche kläfft, der Lärm ist groß.

Da hebt sich Zietzen hoch vom Stuhle:
„Den Leib dem König — Gott die Seele!
Das weiß ein Kind schon in der Schule!
Doch daß der Leib sich gut befehle,
Muß er in Gotts Geboten stehen,
Wie sie das Wort der Schrift uns lehrt!
Nichts Rechtes kann im Staat geschehen,
Wo man dem Kreuz den Rücken lehrt!“

„Im Glauben wurzeln stark die Throne,
Gebt Ihr die Ehrfurcht preis den Spöttern,
Ersi sinkt das Kreuz, dann bricht die Krone,
Soldaten werden zu Hundsföttern!
Wie will man da ein Leuthen schlagen,
Wenn kein Choral im Mund mehr klingt?
Nie soll die Welt von Preußen sagen,
Daß es vom Spott in Schande sinkt!“

Stumm wie aus Stein sitzt das Gefolge,
Im Park hört man die Amsel flöten,
Und hell bricht Glanz aus dunkler Wolke.
Man sieht die Stirn des Herrn sich röten,
Im Auge geistert ein Geflacker,
„Mein Freund“, entgegnet Fritz, „verzeiht!
Sein Wort ist wahr! Sein Mut ist wacker!
Es tut um Hohn und Spott mir leid!“

Still bleibt das Mahl, die Spötter schweigen.
Der König hebt sich rasch vom Sitze,
Und als die Herrn sich tief verneigen,
Streift sie sein Blick mit blauem Blitze,
Nur Zietzen winkt die höchste Gnade.
Der Krückstock klirrt auf dem Parkett,
So dankt nur Fritz dem guten Rate:
„Komm er mit in mein Kabinett!“

Heidelberg

Urban Greif

(Aus dem Balladenbuch: „Deutsche Ahnenbilder“)

Erzbischof und Nationalsozialisten

Wir lesen im „Führer“, dem Kampfblatt der Nationalsozialisten, ein Schreiben, das die badische Landtagsfraktion der Nationalsozialisten an den Erzbischof von Freiburg und ähnlich an den Präsidenten der Evangelischen Landeskirche in Karlsruhe geschickt hat, „auf Grund der ungeheuerlichen Tatsache, daß die Zentrumspartei, die sich als die berufenste Hüterin der christlichen Religion und Weltanschauung aufzuspielen pflegt und jeden unbequemen Gegner kulturkämpferischer Tendenzen bezichtigt, das badische Kultusministerium ausgerechnet einem Atheisten in die Hände gespielt hat“. Das Schreiben lautet:

E. 10/30 R

S. Excellenz

dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof
Dr. Carl Fris
in Freiburg (Br.), Erzbischöfl. Palais.
Hochwürdigster Herr Erzbischof!

Die Regierungsbildung in Baden hat das eigenartige Ergebnis gehabt, daß in einem Lande, dessen Bevölkerung sich in ihrer übergroßen Mehrheit zum Christentum bekennt, die höchsten Kulturgüter der Nation und die heiligsten Belange der christlichen Religion einem Vertreter und Schrittmacher der marxistischen, religionsfeindlichen Weltanschauung anvertraut worden sind. Wir stellen fest, daß der freireligiöse Sozialdemokrat Adam Kemmele nur mit Hilfe der Zentrumspartei Kultusminister in Baden werden konnte. Gerade das Beispiel der heutigen Geschichte lehrt, daß in den Staaten, die in ihrer Verblendung solche Männer an die Spitze stellen, der religiöse Gedanke allmählich aber sicher unterhöhlt wird; die zahllosen Kirchaustritte während der letzten Jahre in dem roten Wien sollten den beiden Landeskirchen ein warnendes Beispiel sein. Wir finden es unbegreiflich, daß die Erziehung der badischen Jugend einem Mitgliede der religionsfeindlichen Sozialdemokratie ausgeliefert ist, und bitten Ew. Excellenz im Namen von über 65 000 badischen Wählern und Wählerinnen, Ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß diesem unwürdigen Zustand ein Ende bereitet wird.

Mit Ew. Excellenz ergebenster

Hochachtung

Die Landtagsfraktion der Nationalsozialistischen
Deutschen Arbeiterpartei:

gez.:

Röhler, Kraft, Venz, Mert, Roth, Wagner.

Natürlich hat die angeblich parteilose Presse diese Kundgebung nicht abgedruckt oder angezeigt, dagegen stand um dieselbe Zeit in allen Tagesblättern ein Erlaß des Erzbischofs von Freiburg zu lesen, den wir wörtlich abdrucken:

Ein Erlaß des Erzbischofs über die Betreuung der Kinder. Das Anzeigebblatt für die Erzdiözese Freiburg veröffentlicht die von der Fuldaer Bischofskonferenz 1929 genehmigten Richtlinien für die praktische Kinderarbeit in den Pfarrgemeinden. In diesem heißt es: Die Kinder sind heute mehr denn je körperlich und seelisch, sittlich und religiös gefährdet. Planmäßige und hingebende Arbeit an und mit den katholischen Kindern ist darum eine der dringlichsten Zeitaufgaben unserer

Pfarrgemeinden. Dabei muß sowohl die religiös-seelsorgerliche als auch die caritativ-pädagogische Seite der Aufgabe gepflegt werden. Planmäßige Vertiefung der Kinderseelsorge durch lebensvolle religiöse Jugendunterweisung, psychologische Gestaltung des Kindergottesdienstes, Schulentlassungsexercitien, sowie eingehende apologetische Aufklärung des katholischen Volkes über die Gefährdung unserer katholischen Jugend durch andere (insbesondere sozialistische) Weltanschauungsgruppen. Weiter sind notwendig Einrichtungen der Kinderpflege und Fürsorge (Kindergärten, Kinderhorte usw.), Einrichtungen von Kinderstuben, Lesestuben, Spiel- und Sportplätzen, Bildung von Kindergruppen in Anlehnung an bestehende katholische Schulerziehung. Besondere Beachtung ist jenen Kindern zu schenken, die nicht mehr von der Pfarrgemeinde und der Bekenntnisschule erfaßt werden. In einem weiteren Abschnitt werden die Wege und Methoden der Arbeit an den Kindern erläutert.

Uns will scheinen, als hätten die Nationalsozialisten, zu denen wir parteimäßig nicht gehören, mit ihrem Schreiben Glück gehabt: sie haben ins Blaue geschossen und in das Schwarze getroffen, denn wenn der Erzbischof als Hirte der Seelen fordert, daß die katholischen Kinder über die Gefährlichkeit insbesondere der sozialistischen Weltanschauung aufgeklärt werden, (was jedem Christen, auch dem evangelischen, recht und billig erscheint), so müßte er folgerichtig zuerst die Lehrer vor der Herrschaft eines sozialistischen nichtchristlichen Kultusministers bewahren, sonst muß letzten Endes das katholische Kind durch seinen Seelsorger vor den sozialistischen atheistischen Lehrern gewarnt werden, deren wir ja genug haben, da es immer Leute gibt, die es vorteilhaft finden, zu denken wie der vorgesehete Herr Minister.

Hebelloeder von Lauterburg

Alemannische Gedichte von Johann Peter Hebel, für eine Singstimme mit Klavier vertont von Franz Lauterburg, Heft 1 und 2 erschienen im Verlag von Müller und Schade, Bern (Preis 3 Franken).

Zu den anmutigsten und anmachendsten Vertonungen Hebelscher Gedichte gehören unstreitig die dreißig von dem bernischen Pfarrer Karl Franz Lauterburg. Sie sind unmittelbar, leicht zugänglich und behaltend, mit einfacher, aber wirkungsvoller Begleitung und verdienen es vollauf, daß man eine neue Ausgabe, in Auswahl achtzehn Lieder, gemacht hat, zu welchen Gustav Lauterburg und Gottfried Bohnenblust ein Begleitwort geschrieben haben. Der Komponist lebte von 1825—1871, wirkte als bernischer Pfarrer, schuf die Hebelloeder im Jahre 1854 und gab einige davon in seinen „Fünfzig zweistimmige Lieder“ (R. J. Wyß, Bern 1866) heraus. Wer an einfachen, klaren und melodiosen Weisen Freude hat, der greife zu diesen Liedern; sie werden im häuslichen Kreise und im Konzertsaal Hebels unsterbliche Worte in seelenverwandten Tönen erklingen lassen und in Jung und Alt dankbare Herzen wecken. Klarer Druck und scharfer Satz machen die Lese angenehm. H. B.

Die wahre Reichsbannerhymne

Das Provinzialschulkollegium in Münster hatte seinerzeit sozialdemokratische Lehrer in Gladbeck und Gelsenkirchen, die sich geweigert hatten, das Deutschlandlied in der Schule einzulernen, gemahregelt. Darüber herrschte im Lager der Sozialdemokraten große Empörung. In der letzten Nummer des „Freien Wortes“, einer Zeitschrift, die vom Parteivorstand der SPD hergegeben wird, findet diese Empörung in einem Aufsatz des sozialdemokratischen Reichsbannermitgliedes Karl Berfon-Düsseldorf den folgenden, höchst beachtenswerten Niederschlag:

„Die Gemahregelten haben recht, wenn sie sich darauf berufen, daß es kein Gesetz in Deutschland gibt, das eine Nationalhymne bestimmt. Wir Sozialdemokraten sollten die letzten sein, diese Bestrebungen nach einer Nationalhymne zu unterstützen oder auch nur zu dulden. Es kommt nicht darauf an, was der Dichter des Deutschlandliedes oder auch Fritz Ebert (!) bei seiner Befürwortung gedacht haben, sondern es kommt auf den Eindruck an, den das Lied auf die Masse des Volkes und besonders auf die Jugend macht. Das Lied erzeugt eine Ueberheblichkeit, ein Herunterschauen auf andere Nationen. Daß dieses Lied nicht der Völkerverständigung dienen kann, sollte jedem Sozialdemokraten klar sein. Wir jungen Genossen die wir aus der „Arbeiter-Jugend“ kommen und sozusagen gezwungenermaßen wegen des Nichtvorhandenseins einer sozialistischen Wehrorganisation im Reichsbanner sind, hören das Lied mit zusammengebißnen Zähnen. Wir wünschen eine Politik nach österreichischem Muster. Wir waren voriges Jahr auf dem internationalen Jugendtag in Wien und haben gehört, wie die Wiener Genossen die „Internationale“ sangen. Auf, laßt uns ihrem Beispiel folgen! Hinweg mit den Liedern, die die „Volksgemeinschaft“ und ihren nationalen Staat verherrlichen. Hinweg mit dem Deutschlandlied, unter dessen Klängen sich wieder die Reaktionäre aller Schattierungen sammeln. Das Lied der Sozialdemokratie war, ist und bleibt die „Internationale“!

Der Genosse Berfon befindet sich in einem Irrtum insofern, als das Reichsbanner trotz den ihm noch angehörenden Demokraten und Zentrumsleuten, heute bereits eine sozialistische Wehrorganisation ist. Wir würden es durchaus begrüßen, wenn seine Forderung, die „Internationale“ zur offiziellen Reichsbannerhymne zu machen, durchgesetzt würde. Denn damit würde ein Tatbestand, der ohnehin schon vorhanden ist, auch der Öffentlichkeit gegenüber anerkannt werden.

Wie Walter Muschg den „Zauberberg“ zertrümmerte . . .

Der Schweizer Literaturhistoriker Walter Muschg, Dozent an der Universität in Zürich, schreibt in den „BHS Blätter für Wissenschaft und Kunst“ einen frischen und kühnen Aufsatz „Stilleben mit Büchern“, in dem unter Andern auch der nobelpreisgekrönte Thomas Mann und sein „Zauberberg“ einmal von der „andern Seite“ her betrachtet werden. Mann hat bekanntlich die deutschen Amerikastieger Köhl und Hünefeld als „Fliegertröpfe“ beschimpft, ohne Grund, wie uns scheint. D. M.

Bücher ausräumen ist ein hübsches Ferienvergnügen. Man kommt aus den Bergen wieder nachhause, man hat noch alle Sinne voll vom Getöse der Alpenbäche, von der kalten, leichten Luft der Fünfhundertmeterhöhe und der großen Stille. Da spiele ich mit der Literatur erst ein wenig Katz und Maus, bevor ich mich in das Schreibtischschicksal ergebe. Ich schaue mich gleichsam ein wenig von außen an, indem ich über die Büchergestelle Gerichtstag halte. Auch diesmal habe ich den Stupor des Uebergangs an ihnen ausgelassen. Eine neue Ordnung ist im ganzen hergestellt, nur ein letzter Haufe von Büchern liegt noch auf dem Teppich, um den Papiertorb, den Aschenbecher und die rotgebrannte Büste herum. Es ist nicht mehr Platz für alle da. Eine alte Gesamtausgabe von Pestalozzis Werken, die bisher hinter die Reihen gestopft war, hat sich mitten auf die beste Lade gepflanzt. So mir nichts dir nichts weicht die jetzt nicht mehr. Was treibt sich denn da noch obdachlos herum? Der Zauberberg. Der Zauberberg? Der Zauberberg. Roman. Erster Band. In getreuer Freundschaft Dein Peter. Da muß ich wohl aus purem Anstand nochmal die Regale nachsehen.

Mit meiner Bibliothek ist es komisch. Sie krankt an dauernder Platzschwierigkeit, im Grund aber nur deshalb, weil es mir eben so gefällt. Ich will dem gedruckten Zeug um mich herum nicht mehr Raum zugestehen, obwohl es eigentlich mein redlich Handwerkzeug darstellt. Aber ich weiß wohl warum. Ich bin keiner von denen, die mit Büchern Fetischismus treiben, wie andere mit Tabellen oder Damenschuhen. Ich bin ihnen nicht verkauft. Ich werfe alle paar Monate Altes fort, statt beim Schreiner ein neues Gehäuse in Arbeit zu geben. Ich muß immer rabiater konzentrieren. Bald besitze ich nur noch Realexika, Handwörterbücher und Gesamtausgaben. Die Opfer befinden sich übrigens in der Mehrzahl unter der Belletristik, offen sei dies bekannt. Romane halten sich bei mir selten länger als ein halbes Jahr.

Gekauftes, Geschenkttes, zur Besprechung Zugeschicktes steht da durcheinander. Alles schon mehr als einmal gesiebt, in der Hand gewogen und eben noch schwer genug befunden. Jacobsen, Strindberg, Gamsjun, Bang, Andersen-Nerö, nichts zu machen. Rilke, George. Hm. Die Reihe scheint unangreifbar, erst weiter sehen . . . Von Thomas Mann nur noch zwei Bände: die Buddenbrooks. Und hier nun also der Zauberberg. Gelesen habe ich den eigentlich nie. Schon wenige Wochen, nachdem er heraus war, wußte ich dennoch so gut wie jedermann, was darin stand. Später,

beim gelegentlichen Hineinsehen, kam es mir vor, als sei er nicht so gut, wie er hätte sein sollen. Ich ärgerte mich über allerlei Unkenntnis des Lokalen, die doch bei so ausgesprochener Ausnützung des Milieus nicht hätte unterlaufen dürfen. Da figurierte die Alpenerle als Nadelholzbaum, das Sertigtal hieß Sergital, das harmlose Tingenhorn und der Piz Michel trugen ewigen Schnee. Wenn da im Kleinen nicht lebensgetreuer verfahren wurde, wie konnte es im Großen stimmen? Die wenigsten scheinen imstande, Grundabsicht und Ausführung eines Buches zu unterscheiden. Man denkt: Sanatorium? Glänzend, ein Fund für Thomas Mann. Man liest und hört: Auflage über Auflage, lobsingende Presse, Panik in Graubünden. Also ist der Zauberberg der Zauberberg. Aber das ist noch eine Frage für sich. Kann er es vielleicht nicht erst hinterher geworden sein? Kann er nicht vorwiegend in der Vorstellung des Publikums existieren? Die Leser dichten ja doch immer mit, nun gar ein solcher Haufe. Mich interessiert das freilich nicht so sehr. Ich habe den Zauberbergverfasser schon seit längerer Zeit aufgegeben. Wahrscheinlich muß er da sein und so sein, wie er ist, sonst wäre er nicht erfunden worden. Dieses unentwegte Hecken von Bänden, dieses kluge Einlenken auf die Schlagworte jedes Jahres. Dieses Führerspielen, wo doch Jeder in den früheren Arbeiten nachsehen könnte, wie auch dieser angebliche Protagonist einmal mit Haut und Haar einer alten Wirtschaft verschrieben war. Nun gut. Aber was wird Peter sagen? Wie hört das Ganze eigentlich auf? Ich habe keine Ahnung mehr.

Finis Operis („Ende des Wertes“). „Wird auch aus diesem Weltfest des Todes, auch aus der schlimmen Fieberbrunst, die rings den regnerischen Abendhimmel entzündet, einmal die Liebe steigen?“ Manu, Krieg? Das hab ich ganz vergessen oder überhaupt nicht gelesen. Wie interessant. Thomas Mann und der Krieg. Remarque, Renn. Zwei Seiten weiter vorn: „Manch einer schon hat sich vereinzelt, fiel aus beim Gewaltmarsch, für den er sich als zu jung und zart erwies.“ Also vereinzeln tut sich einer, wenn er... Der Stil ist ja geradezu atemlos. Statt der Schlüsselpunkte lauter Kommas, lauter hastig eilende Satzteilchen, wie wenn einer im guten Anzug den Regenschirm vergessen hat. „Am Waldesrand wird immer das Seitengewehr aufgepflanzt, mit gebrillten Griffen, das Zink ruft dringend“ — das Zink? Trompete? Im Weltkrieg? „Sie werfen sich nieder vor anheulenden Projektilen“: beachte das erlesene Substantiv mitten im Todesgeschrei und wie es rhythmisch, klanglich ausgenossen wird: sie werfen sich nieder vor anheulenden Projektilen. Fast wie ein Vers, geladen mit verhaltener Wagnermusik. Die Krieger heißen „das junge Blut“ — wer hört da nicht die beliebte Mannsche Ironie? Es stirbt nun allerdings in Massen, und „daß es das freudig tut, wenn auch in grenzenlosen Nengsten und unaussprechlichem Mutterheimweh, ist eine erhabene und beschämende Sache für sich, sollte jedoch kein Grund sein, es in die Lage zu bringen“. Buchstäblich so. Eine Sache für sich, dazu eine erhabene und beschämende Sache. Was heißt denn das? Der Mut der fiebernden Knaben erhaben und zugleich beschämend? Der

Zauberberg lesbar sowohl für Monarchisten wie für Republikaner? Aber dies „sollte jedoch kein Grund sein“ — nun verstehe ich erst alles. Den Riesenerfolg, den Besuch in Paris... dies alles sollte kein Grund sein? Doch bei Gott, es ist Grund genug. Kein Grund sein, „es in die Lage zu bringen“: die Sprachform wetteifert wahrlich mit der Geistesverfassung. „Da ist unser Bekannter, da ist Hans Castorp! Schon ganz von weitem haben wir ihn erkannt an seinem Bärtchen — Seht, er tritt einem ausgefallenen Kameraden auf die Hand, — tritt diese Hand mit seinem Nagelstiefel tief in den schlammigen, mit Splitterzweigen bedeckten Grund hinein. Er ist es trotzdem.“ Gewiß, Sie sind es trotzdem, Thomas Mann! Trotz dieser originell und ironisch pointierten Schlussepisode sind Sie trotzdem der geistvolle Plauderer, den alle lieben! Sie haben es nur nötig gefunden, auch diesen etwas unsauberen Vorhang noch rasch ein wenig aufzuheben, nur für drei oder fünf Seiten von wegen der Symbolik in der grausen Szene. Sie können nichts dafür, daß eine solche dichterische „Verwertung“ des namenlosen Grauens uns schon heute lediglich Brechmittel ist — dafür können bloß jene andern etwas, die wirklich dabei gewesen sind und deshalb weniger geistvoll darüber geschwiegen oder geschrieben haben als Sie. Man hätte Sie wirklich nicht in die Lage bringen oder Sie hätten den Zauberberg ohne diese Schlusspartie weiterhin ein gutes Geschäft sein lassen sollen. Sie denken sich vielleicht doch nicht ganz aus, was wir empfinden, wenn da steht, daß Ihr Castorp sich hinwirft und nun „ein Höllenhund anheult, ein großes Brisanzgeschos, ein ekelhafter Zuckerhut des Abgrunds“. Dieses alles auch unter dem Namen Projektil bekannt, denn was ein Schriftsteller ist, nennt einen Sprach- oder Wortschatz sein eigen. Noch mehr: „Das Produkt einer verwilderten Wissenschaft, geladen mit dem Schlimmsten, fährt dreißig Schritte schräg vor ihm wie der Teufel selbst tief in den Grund, zerplatzt dort unten mit gräßlicher Uebergewalt“ — o Thomas Mann, wenn Sie wüßten! Selbst Ihre Metaphern, Ihre Adjektive erster Güte erscheinen uns nur sad und unerlaubt, aber der Unterton der Ironie weder erhaben noch beschämend, sondern unsäglich talentlos vor dem Schicksal. Sie hüten sich zweifellos in Ihrem neuesten Buch, an dem Sie jetzt sitzen und von dem Sie wünschen, daß alle Welt weiß, daß Sie an ihm sitzen, in diesem Buch hüten Sie sich zweifellos vor solchen verfehlten Tönen, denn seither haben Sie zugelehrt, daß sie augenblicklich nicht in Mode sind. Aber Sie werden dennoch immer den letzten Abschnitt des Zauberbergs geschrieben haben, und da ist von dem „argen Tanzvergnügen“ die Rede, „worein“ (ja worein) Hans Castorp gerissen wurde und das noch „manches Sündenjährcchen“ dauern dürfte. Sie möchten nicht hoch wetten, daß Ihr Held davonkomme, und ich kann als Literaturhistoriker über Sie nur die gleiche Meinung äußern. „Ahnungsvoll und regierungsweise“ wie der Traum von Liebe, der in Ihrem vorletzten Satz aufsteigt, haue ich das Mißwerk Ihrer Routine in den Korb hinab.

Hindenburgs Stunde

Ein offener Brief an den Reichspräsidenten

Der bekannte bayerische Armeeführer, General Krafft von Dellmensingen, hat an den Reichspräsidenten von Hindenburg nachstehenden offenen Brief gerichtet:

Hochgebietender Herr Reichspräsident!
Allverehrter Herr Generalfeldmarschall!

Der neue Tribut- und Schmach-Vertrag ist im Haag unterzeichnet.

Alles, was auch die Führer der deutschen Regierungsparteien früher als untragbar bezeichnet hatten, ist unseren Segnern zugestanden worden.

Durch die Umwandlung der Tribut-Staatschuld in eine Privatschuld sollen wir unwiderruflich und in unerfüllbarem Maße zu Schuldnern der ganzen Welt gemacht werden. Die Folge wird eine neue Feindschaft der ganzen Welt gegen uns sein.

Das deutsche Land wird nicht frei werden. Niemals sollen aus ihm die fremden Spitzel verschwinden, die gierig auf deutsche Verfehlungen lauern.

Unserem erbarmungslosen Erbfeind soll das Recht zustehen, aus eigenem Willen jederzeit mit Gewalt gegen uns vorzugehen — er wird immer den Anlaß dazu finden und uns nie wieder hochkommen lassen. Wir aber sollen darin nicht einmal die Gewalttat erblicken!

Von der deutschen Saar spricht man schon nicht mehr.

Schon erklärt uns das Ausland für Generationen als bündnisunfähig. Und mit Recht! Denn wer etwas verspricht, von dem er weiß, daß er es nicht halten kann, handelt unehrenhaft. Wir werden in allen Nöten allein stehen, jeder Willkür preisgegeben.

Sind die neuen Sklaventetten einmal in aller Form des Rechts um uns geschlungen, dann werden wir uns nimmermehr daraus erlösen können!

Ein verblendeter Reichstag erscheint geneigt, zusammen mit der derzeitigen Regierung, unser Vaterland dieser schmachvollen Unterwerfung auszuliefern, die Tat zu tun, die uns den großen Krieg zum zweiten Male und endgültig verlieren läßt.

In dieser tiefsten Not richten sich die Blicke aller deutschfühlenden Deutschen wieder auf den hoch in Ehren stehenden Führer vom großen Kriege, auf den Reichspräsidenten und Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Ueber 14 Millionen Deutsche haben seinerzeit den Feldmarschall von Hindenburg zum Präsidenten des Reichs erwählt, weil sie ihm vertrauten, daß er das deutsche Vaterland retten und wiederaufrichten werde.

Die Stunde zur Rechtfertigung dieses Vertrauens steht vor der Türe.

Diese 14 Millionen vaterlandsliebende Deutsche, in Wahrheit weit mehr, würden in dem entscheidenden „Nein!“, das der Reichspräsident und Feldmarschall der geplanten ewigen Unterwerfung Deutschlands entgegensezte, die erhabenste Krönung seines ehrenvollen Lebens fürs Vaterland erblicken und harren auf dieses Nein.

Sie halten es für unmöglich, daß er seinen allverehrten Namen mit der Unterzeichnung dieses Dokumentes belasten könnte.

Bermöchte aber der Reichspräsident von Hindenburg trotz alledem nicht Nein! zu sagen, dann möge er lieber vor der Entscheidung seinen Platz einem Andern räumen.

Alle Wirren die daraus entstehen können, würden ein geringeres Unglück bedeuten, als das unsagbare, daß ein Hindenburg sich herbeiließe, unserem Volke mit eigener Hand die Kette für immer zu schließen!

Sollte das verhängnisvolle Schriftstück doch abschließend unterzeichnet werden, so darf wenigstens der Name Hindenburg nicht darunter stehen.

Alle Deutschen, denen noch ein deutsches Herz in der Brust schlägt, vertrauen, daß der Feldmarschall und Reichspräsident in Deutschlands ernstester Stunde den rechten Weg finden wird.

In höchster Ehrerbietung
Euer Erzellenz
gehorsamster

K. Krafft v. Dellmensingen
K. B. Gen. d. Art. 3. D.